

Der Reichstagsbrand-Prozess

Torgler wurde am Brandtag mit Lubbe und Popoff gesehen Die Aussagen zweier Zeugen

Berlin, 26. Okt. In der heutigen Sitzung des Prozesses gegen die Reichstagsbrandstifter nimmt Rechtsanwalt Dr. Saß die Verteidigung des Angeklagten Torgler wieder wahr. Der Journalist Dehne hat, wie sich bei Zeugenaufruf ergibt, der Vorladung des Gerichts keine Folge geleistet. Es fehlt zunächst auch noch der Abgeordnete Frey aus München.

Reichstagsabgeordneter Richard Karwahn aus Hannover, der als erster Zeuge vernommen wird, ist am Brandtag zusammen mit Frey und dem Betriebsstellenlandesobmann Krober aus Linz in Oesterreich im Reichstag gewesen. Er sagt aus:

Am 27. Februar kamen wir gegen 15 Uhr in das Reichstagsgebäude durch Portal II, um Krober den Reichstag zu zeigen. Im Vorraum zum Haushaltsausschuß-Sitzungsaal begegnete uns zum ersten Mal der Abgeordnete Torgler mit dem Angeklagten van der Lubbe, von dem wir natürlich nicht wußten, wer er war. Torgler machte, als er uns sah — warum, ist mir unbekannt — einen völlig anderen Eindruck, als wir ihn seit langem gewohnt gewesen sind. Die sonst immer zur Schau getragene Ruhe war vollkommen dahin. Torgler sah bleich aus; er schreute sofort zusammen, als er uns sah. Halbbrechts hinter ihm kam der dort stehende Angeklagte van der Lubbe, der allerdings geradeaus schaute und nichts Auffälliges zur Schau trug.

Wir gingen weiter und wollten den Reichstags-Sitzungsaal besichtigen, verließen uns aber und kamen schließlich noch einmal denselben Weg zurück, durch den Vorraum. Beim Eintritt durch die große Tür erblickten wir auf der Seite, wo die kommunikativen Reaktionszimmer lagen, auf der Lederbank sitzend, Torgler, aber diesmal mit einer anderen Person. Als wir dem Sitzungsaal zuschritten, ging aber Frey noch einmal zurück und wandte sich Torgler und seinem Nachbarn zu, die auf der Bank saßen.

Vorsitzender: Das war also die zweite Begegnung mit Torgler.

Zeuge: Torgler sah auf der zweiten Bank vor der Mästartie auf der Volkserlebung. Rechts neben ihm sah der andere, den ich nicht mehr feststellen kann, weil ich selbst ein zweitesmal nicht hinschaute. Frey blieb stehen und wandte sich um. Wir sind dann in den Saal getreten, haben diesen besichtigt und sind schließlich zum Reichstags-Sitzungsaal gegangen. Dann haben wir das Gebäude gegen 16 oder 16 1/2 Uhr wieder verlassen.

Vorsitzender: Wann ist die Bemerkung über das schlechte Aussehen Torglers gefallen?

Zeuge: Schon in dem Augenblick, als Torgler kam, sagte Frey: Ist das nicht Torgler? Und als ich das bejahte, merkte er sofort, daß er mich nicht kannte, und in Uebereinstimmung mit mir: Wie heißt der aus? Darauf folgten meine Äußerungen inbezug auf den Vorfall.

Vorsitzender: Woran haben Sie van der Lubbe wieder erkannt?

Zeuge: Van der Lubbe ging im Gegenfah zu heute aufrechter, obwohl er auch schon etwas schludriger in der Haltung war. Wegen seines besonderen Gesichtsausdrucks konnte er mir gar nicht aus dem Gedächtnis kommen. Ich bin geborener Schüler. Wir hatten dort auf den Wältern immer die volkswirtschaftlichen Landarbeiter. Ich dachte, daß auf diese Saisonarbeiter dieser Typ ganz genau paßt. Ich war sogar der Meinung, er sei ein Vole. Er sah bewußt unangelegelt aus. Das Haar trug er noch hintenüber gekämmt. Der ganze Mann veranlaßte mich zu dem Ausdruck: „Eine der üblichen Verbrechertypen, wie ich sie schon kenne!“ Es schien mir, als wenn der Begleiter etwa einen halben Kopf bis einen Kopf kleiner war als Torgler.

Karwahn schildert dann seine erste Vernehmung auf dem Polizeipräsidium in der Brandnacht. Er wurde in das Vernehmungszimmer geführt, wo van der Lubbe bereits war und wurde so fest, daß er van der Lubbe unbemerkt beobachten konnte. Nach fünf Minuten wurde er hinausgeführt und gefragt, was er über die Person van der Lubbe zu sagen habe. Er habe sofort erklärt: Der hier sitzende Mensch ist der, der mit Torgler im Reichstage entgegenkam!

Der Angeklagte van der Lubbe wird vor den Richtertisch geführt. Der Zeuge erklärt auch heute, daß er mit aller Bestimmtheit Lubbe als denjenigen wiedererkenne, den er damals mit Torgler zusammen im Reichstage traf. Van der Lubbe wird gefragt, ob er den Zeugen kenne oder einmal gesehen habe. Van der Lubbe verneint dies.

Als nunmehr auch der Angeklagte Torgler vor den Richtertisch geführt und neben van der Lubbe gestellt wird, erklärt der Zeuge Karwahn mit aller Bestimmtheit, an der Wichtigkeit seiner Aussagen bestärke gar kein Zweifel.

Die Frage des Oberreichsanwaltes, ob es vielleicht Dr. Neubauer gewesen sei, der bei der zweiten Begegnung mit Torgler auf dem Sofa saß, verneint der Zeuge. Er hätte Dr. Neubauer, der ihm seit Jahren gut bekannt sei, erkennen müssen.

Der Angeklagte Torgler stellt an den Zeugen einige Fragen über etwa sieben Jahre lang zurückliegende Vorgänge, die mit der früheren Zugehörigkeit des Zeugen Karwahn zur kommunistischen Partei im Zusammenhang stehen. Der Zeuge erklärt, er denke nicht daran, diese Frage zu beantworten. Auch der Oberreichsanwalt erklärt die Frage als nicht zur Sache gehörig. Trotzdem ersucht Rechtsanwalt Dr. Saß um einen Senatsbeschluss, da die Fragen Torglers mit der subjektiven Einstellung des Zeugen zusammenhängen. Der Vorsitzende teilt mit, daß das Gericht in einer Pause darüber beraten werde, ob diese Fragen zu beantworten seien.

Zu Beginn der Nachmittags-Sitzung teilte der Vorsitzende mit, der Senat habe beschlossen, die Fragen Torglers zuzulassen. Der Angeklagte Torgler wiederholt seine Fragen: Karwahn bejaht, daß er in Hannover zu der Umgebung von Kay gehörte; der Zeuge weigert sich aber, die anderen Fragen zu beantworten. Erst als der Vorsitzende die Fragen aufnimmt, erklärt er: Wenn von Kay, oder Ultraschallgruppen gesprochen wird, so handelt es sich um eine Darstellung, die nur in den Köpfen einzelner kommunistischer Führer gepflanzt hat. Die politische Auseinandersetzung der kommunistischen Partei um 1925 ging nur darum, ob der deutsche Arbeiter länger in einer Bewegung bleiben solle, die von der Internationale in Moskau bevormundet würde. Ob links oder rechts, das war nur ein dialektisches Ausweichen vor dieser Frage seitens der Leute, die unter dem direkten Befehl von Moskau standen.

Die Frage des Vorsitzenden, ob die Gruppe Kay besonders radikal gewesen sei, verneint der Zeuge. Das Leute wie Kay an der Spitze der Gruppe standen, erkläre sich daraus, daß Kay als derjenige galt, der seit langem die Beeinflussung durch Ausland ablehnte; als sich herausstellte, daß Kay andere Absichten hatte, habe er das Feld räumen müssen. Zum Auf „Los von Moskau“ habe sich als zweiter Ruf gestellt: „Los vom internationalen Judentum“.

Auf die Frage Torglers, ob Karwahn 1925 an dem Sturm auf das kommunistische Parteihaus an führender Stelle beteiligt war, erwidert Karwahn, er denke nicht daran, diese Frage zu beantworten, denn er wolle nicht deutsche Menschen an die Dritte Internationale ausliefern. Das möchte aber geschehen, wenn er wahrheitsgemäß unter seinem Eid auszusagen würde.

Der Angeklagte Torgler behauptet dann, daß er bei der ersten Begegnung mit Karwahn im Reichstag am 27. Februar auf dem Sofa gesehen habe. Der Zeuge Karwahn erklärt diese Behauptung für absolut falsch. Erst bei der zweiten Begegnung habe Torgler auf dem Sofa gesessen.

Als nächster Zeuge schildert der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Frey die Begegnung mit Torgler im Reichstagsgebäude. Auch ihm sei die Verführung Torglers aufgefallen. Seinen ersten Begleiter habe er nicht genau betrachtet, er könne deshalb nicht mit Gewißheit behaupten, daß van der Lubbe der Mann war, der mit Torgler vorbeiging. Er habe aber den Eindruck eines Menschen gehabt, der nicht in den Reichstag hineingehörte. Deshalb sei ihm auch der zweite auf dem Sofa sitzende Begleiter Torglers aufgefallen, der ein blaßes Gesicht und einen außerordentlich lebenden Blick gehabt habe. Bei der Gegenüberstellung habe er ihn als Popoff wiedererkannt.

Der Vorsitzende hielt dem Zeugen vor, daß er bei seiner Vernehmung in der Nacht zum 28. Februar auf dem Polizeipräsidium van der Lubbe mit aller Bestimmtheit als den ersten Begleiter Torglers wiedererkannt habe. Der Zeuge gibt das zu, erklärt aber, daß van der Lubbe bei einer späteren Gegen-

überstellung auf ihn den Eindruck eines größeren Menschen als des damaligen Begleiters von Torgler machte. Es war möglich, daß van der Lubbe bei der Begegnung mit Torgler mehr zusammengeknaut gegangen war, aber mit Bestimmtheit könne er nicht sagen, daß van der Lubbe der Begleiter Torglers gewesen sei.

Nunmehr wird der Angeklagte Popoff vor den Richtertisch gerufen. Der Zeuge Frey beobachtet ihn scharf und sagt dann: „Das ist der Mann, der neben Torgler gesessen hat.“ Eine Verwechslungsmöglichkeit hält der Zeuge für ausgeschlossen, es sei denn, daß Popoff einen Doppelgänger habe.

Das Gericht beschließt, im Vorraum des Haushaltsaales einen Lokaltermin zur Rekonstruktion der von dem Zeugen beobachteten wiederholten Begegnung abzuhalten. Nach dem Lokaltermin, der über eine Stunde in Anspruch nahm, wird die Sitzung geschlossen. Das Ergebnis der Rekonstruktion wird voraussichtlich in der nächsten Sitzung mitgeteilt werden, die am Freitag stattfindet. Der Donnerstag bleibt feiertaglich.

In dem Lokaltermin am Schluß erfahren wir noch, daß sowohl der Zeuge Karwahn wie der Zeuge Frey ihre Aussagen aufrechterhalten. Karwahn bleibt dabei, daß van der Lubbe derjenige war, der mit Torgler durch den Raum ging; Frey erkennt auch diesmal Popoff wieder und glaubt nicht an die Möglichkeit einer Verwechslung mit Dr. Neubauer.

Württemberg

Herzogweiler, O. A. Freudenstadt. (Brand.) Dienstag abend brach im Oekonomieggebäude des Landwirts und Holzbauers Adam Jugelmert Feuer aus. Wegen des Wassermangels griff es in den reichen Heulagern rasch um sich und konnte trotz den Bemühungen der Feuerwehren vom Ort und von Holzgrafenweiler nicht gelöscht werden. Das Wohngebäude ist unbeschädigt.

Verbot des „Neuen Abbots“

Salingen, 26. Okt. Amtlich wird mitgeteilt: In seiner Ausgabe vom 19. Oktober 1933 hat der „Neue Abbot“ unter der Überschrift „Andere Fassung des Volksabstimmungssetzels“ mitgeteilt, daß der Stimmzettel, der am 12. November bei der Volksabstimmung abgegeben wird, entgegen der früheren Fassung folgenden Ausdruck trage: „Billichst Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau, die Politik Deiner eigenen Auffassung und Deines eigenen Willens zu erklären und Dich freierlich zu ihr zu bekennen?“ Diese durch Auslassung einiger Worte entstandene unrichtige Fassung muß als Verächtlichmachung des amtlichen Stimmzettels angesehen werden. Eine Verächtlichmachung hat der „Neue Abbot“ inzwischen nicht gebracht. Der Leiter der Württ. Politischen Polizei hat deshalb am 26. Okt. 1933 den „Neuen Abbotten“ bis auf weiteres verboten; die Redaktionsräume wurden von S. S. besetzt, die verantwortlichen Schriftleiter und der Seher wurden in Schubhaft genommen.

Von besonderer Eöinger Seite wird dem „Bille“ noch geschrieben, daß es wohl fraglich ist, ob die Zeitung überhaupt noch einmal erscheinen wird. Der Grund dazu liegt in einer fehlerhaften Fassung des amtlichen Textes zum Volksabstimmungssetzels in der Nummer vom letzten Donnerstag. Der Text in der Fassung des „Neuen Abbotten“ bedeutete eine offene Verächtlichmachung der Reichsregierung, und dies umso mehr, als nachgemietete Feuertypen die beiden Schriftleiter aus dem feinsten Text wußten, eine Verächtlichmachung aber während des ganzen Zeitraums von 4 Tagen unterließen.

In Anwesenheit von Regierungsrat Högels vom Oberamt Salingen und Polizeirat Dirie wurde durch die Kriminalpolizei an Ort und Stelle eine Untersuchung vorgenommen, durch die vorläufig eine Schuld der beiden Schriftleiter als erwiesen betrachtet werden darf. Um irgendwelchen Verbindungsabsichten von vornherein vorzubeugen, wurden die Schriftleiter Steinbiber und Ziemas und der Maschinenfeder Buchardt in Schubhaft genommen und in das Schloßhofs-lager Heuberg verbracht. Bis zur Beendigung der Untersuchung bleiben die sämtlichen Räume der Druckerei und der Schriftleitung verriegelt. Der ganze Betrieb ist vorläufig eingestellt. Die Gebäude werden durch eine Bande der S. S. vom Schloßhofs-lager Heuberg gesichert.

Jeder ist verdächtig!

Mädel um den Tod des Malers van der Straat von Reinhold Eichacker.

1. Fortsetzung Nachdruck verboten
„Bekunden Sie stets diesen Eingang?“
„Nein.“
„Sollten Sie einen eigenen Schlüssel?“
„N—nein, das heißt — ja. Mein Freund gab ihn mir, wenn er mich bei sich erwartete.“
„Können Sie nicht, wann Sie wollten?“
„Nein. Darin war der Tote sehr eigen.“
„Ed oder Eg?“
„Dann hatte der Tote Sie also auch heute erwartet?“ war Till dazwischen und hielt ihren Blick fest.
„Sie zuckte ihre Nüchtheit zusammen.“
„N—nein. Ich hatte das lehtemal vergessen, den Schlüssel zurückzugeben.“
„Das lehtemal war vorontlern abend.“
„Ja. Ich sagte das wohl schon.“
„Kennen Sie diesen Stad hier?“ fragte Till plötzlich und hielt ihr einen Spazierstock ganz nahe entgegen.
„Sie nahm ihn in die Hand, prüfte ihn erstaunt und oberflächlich und gab ihn dann wieder zurück.“
„Ich sehe ihn heute zum ersten Male.“
„Danke“, nickte Till freundlich und lächelte kumm in Kettlers hilflos verwunderte Augen. Dann drehte er sich ganz langsam zurück zu dem Mädchen.
„Warum kamen Sie heute hierher, obwohl Sie nicht erwartet wurden?“
„Ich wollte den verneinten Schlüssel zurückbringen.“
Till sah ihr sekundenlang lächelnd ins Auge. Troch ihrem Puder sah man das Rot, das ihr langsam zur Stirn klag.
„War Ihnen nicht bekannt, daß Herr van der Straat die Absicht hatte, heute für einige Zeit zu verreisen?“
„Verreisen? Nein!“ sagte sie kurz, wie gekränkt. „Davon wußte ich nichts. Ich glaube es auch nicht.“
„Er hat es uns aber in einem lehten Brief mitgeteilt.“

„Wenn ich es gewußt hätte, wäre ich nicht hierher gekommen. Dann hätte ich hier nichts zu suchen.“
„Ganz recht“, meinte Till. „Dann hatten Sie hier nichts zu suchen.“
Er machte sich gleichgültig eine Notiz, während er dies Wort in die Länge zog.
„Noch eine kleine Frage, gnädiges Fräulein, bevor wir Sie von unserer Gegenwart befreien können: Sie waren furchtbar erigrosen, als Sie vorhin hier hereinkamen?“
„Das ist doch wohl natürlich!“ sagte sie scharf. „Eine Frau und besonders eine Künstlerin hat keine Nerven wie ein Kriminalkommissar.“
Till nickte gemächlich.
„Sie riefen dabei irgendein Wort „Ed“ oder „Eg—“, wenn ich nicht irre?“
Wieder wechselte das klaffisch geklammerte Gesicht der Schauspielerin merkbar die Farbe.
„Sie müssen sich entscheiden haben“, sagte sie endlich, wie in einer schweren Anstrengung.
Till schien bestrafte.
„Das ist natürlich möglich. Ich traute auch nur der Vollständigkeit halber.“ Ein gewinnendes Lächeln überlief seine strengen Rüge. Er war nämlich nur plaudernder Mann. Ein Mann, der die Schönheit einer Frau voll zu würdigen weiß. „Gerichtsmenschen wie wir sind nun einmal dazu verurteilt, allerhand Unstüches und Indiscretes zu Frauen. Glücklicherweise — nur während der Dienststunden.“
Auch Schauenburg wurde sofort lebhaft. Sie war merkbar erleichtert.
„Meine Herren“, meinte sie in kindlich-treuerhaftem Ton, mit einem seltsamen Aufflackern der leuchtenden Augen. „Ich glaube, das hätte auch Männer von Ihrem Mut und Ihrer Talkraft erfordern können, wenn sie wirklich erfährten, daß ein so lieber Freund erhängt worden ist.“
Ueber Tills Waden lief ein kurzes Zucken.
„Herr van der Straat wurde — vergiftet!“
Im gleichen Augenblick sprang er nach vorn, um das Mädchen zu fügen. Sie war totenbleich. Einen Augenblick

kannte sich ihre Hand in seine Schulter. Dann fing sie sich wieder und suchte zu lächeln.
„Ich wäre Ihnen dankbar, meine Herren, wenn ich jetzt gehen könnte. Meine Nerven vertragen den Anblick des Todes und Grauens nicht mehr.“
Ihre Stimme klang so gebrochen und ihr Blick war so flehend, daß Kettler besorgt zu ihr hintrat.
„Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein!“ sagte er eifrig. „Wir sind Ihnen für Ihre Auskunft dankbar. Ich werde dem Diener lauten, daß er Ihnen ein Auto holt.“
„Nein, danke!“ sagte sie schnell. „Mein Wagen steht unten. Es geht mir schon besser.“
Mit einem kindlichen Köcheln, das für ihre weibliche Schwäche um Verzeihung zu bitten schien, nickte sie den Herren zu und verschwand in dem Eingang, durch den sie gekommen.
Dr. Till, der die Tür mit einer tiefen Verbeugung geschlossen hatte, reichte die Arme und rief ganz begeistert:
„Die wundervolle Frau, die mir jemals begegnet ist! Diese Reinheit des Willens! Wie sie litt unter dem Tod ihres Freundes — und doch zu stolz war, um es zu zeigen! Es gibt doch noch Frauen, die es wert sind, daß man durch sie leidet!“
„Na, na!“ wächelte Kettler ein wenig lauer. „Sie sind ja ganz Feuer und Flamme für diese Frau. Ich kenne Sie ja so noch gar nicht.“
Dr. Till hörte angelregt nach der Wanduhr. Dann gähndete er sich gelassen eine neue Zigarette an.
„Ich mich auch nicht“, meinte er trocken. „Wir können jetzt überaus wieder vernünftig sprechen. Sie ist gegangen!“
Er setzte dabei mit den Augen zur Tür.
Inspektor Brandt hatte sich schon eine Weile gewaltigem heherrschte. Jetzt plätkte er los:
„Das Mädel hat eine unheimliche Selbstbeherrschung und leote uns eine schauspielerische Leistung hier hin — die war nicht von Panne! Aber der größere Komödiant sind doch Sie, Herr Kettler!“
„Wieso?“ fragte Till, ihn nicht ganz verstehend.
(Fortsetzung folgt.)

Onkel Benjamins Briefe

Von Richard Joosmann

In der Familie des kleinen Beamten Kleinschmidt in der kleinen Stadt Kleinberg wurde seit Jahren ein kleiner Brief beiläufig gehalten, der also lautete: „Lieber Bruder, es geht mir hier gut. Wenn es noch ein paar Jahre weiter so geht, komme ich als reicher Mann zurück und dann sollt Ihr es alle gut haben. Dein Bruder Benjamin.“ — Benjamin Kleinschmidt hatte vor reichlich einem Duzend Jahren allerhand Dummheiten gemacht, viel Geld gelostet und auch seines Bruders Julius, eben des kleinen Beamten, kleines Erbschaftsgeld, so daß man ihn für einen Verlorenen hielt, als er eines Tages zwangswise nach drüben abgereist war. Seit vier, fünf Jahren aber war er infolge dieses Briefes ein prächtiger Mensch, ein lieber Kerl, der „reiche Onkel aus Amerika“, der eines Tages mit Reichthümern heimkehren würde. Ganz Kleinberg kannte den Brief und beneidete die Familie Kleinschmidt um diese blühende Aussicht. Juliarat Kramer, dessen Sohn sich in Kleinschmidts älteste Tochter Rosalie verlobt hatte, sah diese Heiratung in Erwartung des erstlichen Goldregens nicht ungern, und befürwortete Kleinschmidts Beförderung zum Kanzleirat. Der junge Kramer, Affessor und geschickter Tennispieler, heiratete dann doch wenigstens eine Kanzleirats- und nicht bloß eine Kanzleifreierstochter, obwohl ja sein zukünftiger Schwiegervater immer noch Untergeordneter des alten und jungen Kramer war. Aber was tut man nicht einem Onkel aus Amerika zuliebe? — Kanzleirat Kleinschmidts Sohn, Lehrer an der Bürgerschule und Theobald geheißener, ein sommerproffischer, schüchtern Mensch, hatte sich in Tüschchen — eigentlich Valentine — Kesselmann verlobt, Tochter des Schulrektors. Und Kesselmann, der außer seiner Dienstaufsicht und einem großen Obhgarten schitaufend Taler in guten Hypotheken sein eigen nannte, hatte ebensowenig gegen die einseitige Heiratung einzuwenden als seine Frau, die die zehntausend Taler in guten Hypotheken mit in die Ehe gebracht hatte. Denn Tüschchen war nicht sehr hübsch und nicht sehr klug — sie lachte unwill, vielleicht weil sie hübsche Zähne hatte — aber schon einige Dreißiger, also vier, fünf Jahre älter als Theobald. Und da wenig Aussicht bestand, daß sich in Kleinberg für die gereifte Jungfrau noch ein anderer Bewerber einstellen würde, so wurde Theobald schon Sonntag zum Bräutigam eingeladen, bis die Verlobung durch den Kleinberger Ratgeber für Stadt und Umgebung kundgemacht war. Denn was tut man nicht für einen jungen freibornen Lehrer, der einen reichen Onkel in Amerika hat? — David Blaumenloaf, der als Dreißigjähriger durch den plötzlichen Tod seines Vaters Varius Blaumenloaf einziger Besitzer des größten Kaufhauses am Orte geworden war, sorglos über Nacht, hatte schon längst auf Kleinschmidts andere Tochter, die blondlockige Ilse — eigentlich hieß sie Alma — ein Auge geworfen. Kein Wunder! Denn sie war keine Kaffeebohne und er konnte von früh bis abends ihre Lieblichkeit bewundern. Da er der reichste Mann am Orte war, fiel seine Bewerbung auf günstigen Boden und sechs Wochen nach der Verlobung fand die Hochzeit statt. David war glücklich, die Richte des reichen Onkels aus Amerika heimgeführt zu haben. Jedenfalls war seine Hochzeit das Signal für die beiden andern Brautpaare, nicht länger zu warten. Denn ganz Kleinberg raunte sich es in die Ohren, daß David bessere Nachrichten habe, daß der reiche Onkel aus Amerika demnächst von sich hören lassen würde. Und das Gerücht hatte recht. Onkel Benjamin ließ von sich hören. Es kam der zweite Brief, ebenso kurz wie der erste. Er enthielt nur diese paar Zeilen: „Lieber Bruder, es geht mir recht schlecht. Wenn ich nicht einige tausend Taler von euch kriegen kann, häng ich mich auf oder schick mich tot. Dein Bruder Benjamin.“ Als Kanzleirat Schmidt in Gegenwart seiner Frau diesen Brief gelesen hatte, war er nicht etwa niedergeschmettert, wenn auch enttäuscht, sondern er raffte sich zu einer bewundernswürdigen Seelensgröße auf und sagte: „Liebe Frau, die Kinder sind wir durch Onkel Benjamins ersten Brief glücklich los — sie sind alle gut untergebracht — lassen wir uns durch den zweiten Brief nicht entmutigen! Benjamin kann es immerhin noch zu etwas bringen, auch wenn wir nicht in der Lage sind, ihn mit Geld zu unterstützen. Die Hauptfrage ist, reinen Mund halten! — Vertrauten wir uns und die andern also auf eine bessere Nachricht aus Amerika.“ Und so geschah es. Familie Kleinschmidt und die drei jungen Paare lebten still und zufrieden weiter und freuten sich des Daseins in der sicheren Erwartung, daß eines Tages aus Amerika das große Glück für sie kommen würde. Denn nichts erhält die Menschen bei besserer Zufriedenheit, als Hoffnung auf ein Wunderbares.

Senden Sie Ihren Angehörigen im Ausland ständig das Heimatblatt, den „Enztäler“.

Rausch

Skizze von Karl Schüd

Johannens athletische Gestalt richtete sich auf, als wollte sie über sich selbst hinauswachsen. Dann rief er den Jungen, die den „Kondor“ hielten, zu: „Los!“ Und wer eben noch die Hände an den schmalen, zitternden Kumpf des stillen Vogels geklammert, warf sich rasch zur Seite.

„Lautlos löste sich das Segelganzganz von der Gebundenheit und rauschte mit flüchtig glühendem Leib dem Grenzlosen entgegen. Die Jungen und Männer von der Versuchsstätte blickten dem großen Vogel nach, ihre Sehnsüchte eilten eine Welle mit, und manche träumten von dem Augenblicke, da auch sie soweit sein und durch die Wolken segeln würden.

„Guter Bodenwind!“ sagte Johannens, der älteste der Gruppe, nachdem er dem mackellosen Flug des „Kondor“ eine Zeit lang zugehört hatte. „Und wenn Alwin Glück hat und der Wind sich hält, wird es eine große Leistung geben, Jungens. Darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Dann schritten sie zu der Kuppe zurück, ganz in ihre irdischen Träume versunken. Schulter an Schulter, entschlossene junge Menschen, durchglüht von dem hellen Bewußtsein, geboren zu sein, um Reiche zu gewinnen und für etwas zu leben, das größer war als sie alle.

Sie riefen den kleinen Ratbes heran, der, das glühende Gesicht in beide Hände gepreßt, dem „Kondor“ mit seinen wilden Schreien, weit hinaus in die flimmernde Unendlichkeit, über das dunkelfarbige Rauschen der Flocken, die sanften Täler dahin, in deren Tiefe das Silberband eines Flusses schimmerte. Und dann schloß er, wie der Wind sich aufrichtete gleich einem Pfeile und wie es um die Kuppe strich. Er hörte die hellen Rufe der Freunde und das Anrufen des Wettergastes. „Ich werde fliegen wie Alwin, wie alle, und weiter, weiter noch, über die Meere und die Gletscher, über die Wolken, und ich werde träumen, bis zu den Gestirnen voranzufahren, ich, ja...“

Ja, es war ein guter Wind, und der trug den kumpfen Vogel schneller dahin, als es sich Alwin erhofft hatte. Heute war der dritte Flug. Den „Kondor“ hatte er selbst gebaut, Wochen um Wochen in der Werkstatt gearbeitet, die Verspannungen vermessen, Hölzer gebogen, gelackelt, gefeilt und gepolert. Demals hielt er die Werkstätte verschlossen, damit seiner feine Geheimnis vor der Welt erblühe.

Und dann, als er die Tore aufgemacht und den Vogel mit dem flimmernden Silberflügel dem Freunde gezeigt, da konnte er aus den Jurasen und den Augen der Kameraden sehen, daß er etwas Großes gebaut hatte.

Wie er so schwebte! Wie der Wind an den Flügeln rief und sich schenkte, wie die kleinen Ährchen blubberten und an den Drähten zerrten, kleinen Danden gleich, die mit Knochen spielen, hat sie zu zerschneiden.

Alwin harrte den Wind im Gesicht. So, wie er ihn kannte! Nein, er ließ sich nicht zum Besten haben, er nicht. Er konnte den flauen, den raschen, ungesümmen, heimtückischen und zärtlichen Wind. Er wachte wie er sich von unten her an den Tragflächen fummelte oder sich plötzlich von oben herabstürzte gleich einem Adler, wie er vor der Sonne sich zusammenrollte. „Macht er sich nur tummeln!“ Alwin hatte seine Angst. Und schneller und schneller ging der Flug. Da lag der Strom, Ueber die grausilberne Fläche bewegten sich schwere Schleiher. Und dort lag die Stadt mit ihren blauen Nebeln, die Parks, die Ziedlungen, Wiesen von blühendem Grün, eine bedrückende Symphonie von Farben.

Aber hinter ihm stiegen langsam und bedrohlich Wolken auf. Höher, höher! Der Wind gehörte und bemühte sich, den Vogel hinauf zu tragen. Wie die Luft hier schmeckte, ähnlich wie Eisen, dann wieder ein verengter Duft von Wald und Erde.

Tiefer ins Licht hinein! Ach, jetzt die Augen schließen und träumen, daß sich plötzlich die blaue Wand dort auseinanderföhre, unerbäulich, sauberhaft, und dann mit dem „Kondor“ draußa, ohne zu fragen und ohne sich um Landung oder Umkehr zu kümmern. Dann käme ein strömender Wind und der raffe den Vogel mit sich fort, tiefer und tiefer der Unendlichkeit entgegen.

Unendlichkeit! Was das wohl war? Ob es nicht doch irgendwo ein Ende gab? Und dann hinstürzen von Stern zu Stern und mitstürzen, mitstürzen den brausenden Taft der ewigen Meere zwischen Stern und Stern. Gnade du, sehen, schauen zu dürfen, über der Erde zu sein und doch zu wissen, daß man bei ihr bleib! Und hätte ich die Kraft, die letzte Unendlichkeit zu erleben, du, Erde, ließe mich nicht los...“

Plötzlich fuhr ein verwirrendes Denken an, um den „Kondor“ zu legen. Und dann kam Bö auf Bö. Sie riefen den Vogel nach rechts und links, drückten ihn nieder, schweberten ihn hoch. Das schleichende Dunkel des nahenden Wetters überlag die saurne Kuppel, und nun wuchsen von allen Seiten her die Wolkenstümpfen zusammen. Der Höhenmesser zeigte über zweltausend. Ein grandioses Schauspiel, wie unter den Wolkenbergen, die den „Kondor“ trugen, das Sonnenlicht gleichmäßig über die Erde ging, die Felder befrucht, die Wiesen

durchschaute und wie die Wolken ihre gespenstischen Schatten niedermarten.

Ein feines Reifeln und Splitteln in den Klüften, Warmberger, wenn es nur anhalten wird! Alwin hielt den Steuergrübel trampfhaft in den Händen; aber so sehr er sich bemühte, sein Flugzeug zum Gleitflug zu zwingen, diesmal trieben die Wetterwinde ihr Spiel mit ihm, der sie sonst mit einem ironischen Lachen bezwungen. Ja, es schien, als zöge es ihn gewaltsam höher hinauf in das unheimliche Gewölbe und die eilige Jone der bedrohlichen Wetter. Blitze sprangen wie züngelnde Schlangen von Wolke zu Wolke, die Welt war nichts mehr als ein brüllendes Chaos von raienden Winden und strahlenden Donnern.

Alwins Hände zitterten, aber sie ließen die Steuerung nicht los. Sein Gesicht schmerzte von den Hagelschauern und den heizenden Strömen. Bergeliche Krebte er noch klarer Sicht, aber um seine Augen drehte und freiste es barloslos. Fast war ihm, als lebte er schon nicht mehr, als wäre dies alles ein grauenerblicher Traum... und nun zwänge er sich zu erwachen und ...

Jetzt war das Gewitter rings um ihn her. Da gab es wohl keine Rettung mehr. Alwins Rippen bewegten sich, als redete er all die frommen Kinderfrühe, die ihm ins Herz gepflanzt, vor sich hin, als riefte er Gott, die Gnade, das ewige Erbarmen an, dort zwischen den besten Schladten, die hinter den Wolken funkelten. Von der Erde war nichts mehr zu sehen. Wo schwebte er? Ueberflug er sich nicht? Nicht lockerlassen, durchhalten bis zum letzten Augenblick! Befahl sich Alwin, und dann fühlte er, wie der „Kondor“ heiliglich der Erde entgegenstürzte. Der Kumpf des großen Vogels bebte und schrie. Die Verspannungen hielten gut. Wenn ein winziges Teil brechen würde, wäre das Unglück da. Der Wind war eifrig wie in Gletscherhöhlen. Noch einmal sprangen gleichzeitig von allen Seiten her die Blitze auf ihn zu, als wollten sie ihn versengen. Der „Kondor“ bäumte sich wie ein angeschossenes Tier. Dann drehte er sich nach links, wippte heran und herab. Aber Alwin hielt ihn in der Hand, und dann fühlte er, wie nach Sekunden einer zitternden Schwäche eine große harte Kraft ihn durchbrörmte.

Der bist denn du? schrie er hinaus. Ein Wind, ein Donner, ein Blitz — aber du bist ich, ein Mensch, eine Welt, und gehst nicht unter, weil ich so will.

Dann lachte er laut vor sich hin, in seinen Augen war die Heiligkeit eines flammenden Morgens. Da zwang er den „Kondor“, sich durch das Wellengebüsche durchzuzwängen, ein letzter Wirbel, ein köhlisches Denken um ihn her. Dann fiel er sanft durch die vererbende Wetterdämmerung, und schon hörte er das dunkle Rauschen der Flocken, und er sah den ersten goldenen Schimmer des durchbrechenden Lichtes über den reichen Feldern, weiter, weiter. Dann kam ein heftiger Aufprall. Der „Kondor“ ätzerte heftig, ein neuer Schlag, ein leichtes Tabingeliten. Gelandet!

Alwin fiel in einen tiefen todähnlichen Schlaf, der ohne Traum und Erinnerung war.

Nach Stunden, als er langsam wieder zu sich kam, hörte er Stimmen. Er blühte auf und sah Bauern und Jähdreite um ihn herumstehen. So erfuhr er, wo er sich befand: der Sturm hatte ihn zwei, dreihundert Kilometer weggelockert. Die Leute schüttelten die Köpfe, als sie erfuhr, daß dieser junge Mensch mit dem motorlosen Flugzeug das Sagittis, das Gewitter zu durchfliegen, unternommen hatte, und später erfuhr man durch die Zeitungen die Freunde und Bekannten, daß der „Kondor“ eine von Segelflugzeugen noch nie erreichte Höhe von nahezu dreitausend Metern erreicht hatte.

Das Geheimnis aber; jene heraufwühlenden Erlebnisse von Sturm und Tiefe, von den Offenbarungen Gottes und der letzten Sehnsucht nach der Erde, das schloß er tief in sich ein, und seine Freunde fragten sich oft, warum er denn, der doch alle Urkräfte hätte, stoll auf seine Leistung zu sein, ja still und in sich gelehrt geworden sei, in den Augen den Willen zum Ewigen und die Freude mit der Erde.

Ein halbes Jahr später stürzte Alwin bei seinem ersten Alleinflug mit einem Motorflugzeug tödlich ab. Vom ersten Tage an, als er den Taft der Motoren gehört, war er unruhig gewesen, denn er hatte in sich begriffen, daß er wohl berufen sei, die Sprache der Winde, ihre Kräfte und Verabredungen zu verstehen und zu meistern, nicht aber sich dem mechanischen Ablauf von Motoren zu überantworten, welche die Hummen der großen Stürme überschreien.

Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

10. Fortsetzung Nachdruck verboten

„Na, daß Sie das Mädel irgendwie in Verdacht hatten, merkte ein Pfänder. Und den Teufel mit dem Stof da — den kenne ich auch schon.“

„Ja, wegen des Stofes wollte ich Sie auch schon fragen. Was wollten Sie damit? Es war doch Ihr eigener?“

„Und der ist stets etwas eingeseitel!“ lachte Till auf. „Und wer ihn anfaßt, läßt schön sanfter seinen Fingerdruck zurück.“

Der Landgerichtsrat schmunzelte heimlich.

„Was war das mit dem Ausruf?“

Till blies den Rauch hoch.

„Sie hat „Ed“ oder „Eg“ gerufen, als sie die Leiche sah. Dafür lasse ich mich braten. Sie brach plötzlich ab, mitten im Wort. Und aus Schreck. Das war deutlich.“

„Vielleicht ist es ein Kosenamen des Toten?“ meinte Kettler.

Till gab keine Antwort.

„Wie sie erschrak, als Doktor Till das Wort Vergiftung ausproch!“ meinte Brandt.

„Es ist eben überraschend“, sagte Till trocken, „wenn man erfährt, daß ein Mensch vergiftet wurde, wenn man ihn nur erdäugt gesehen hat.“

Brandt blies der Mund offenstehen.

„Gesehen hat?“ rief Kettler erschrocken. „Sie glauben, daß Ruth Schauenberg —?“

„Den Toten erhängt gesehen hat, ja. Woher hätte sie sonst wissen können, daß er erhängt war? Er lag auf dem Divan, als sie hier hereinkam.“

„Und Sie haben sie nicht sofort festgenommen auf dieses Verstandnis?“

Till schüttelte ruhig den Kopf.

„Man soll den Leuten nur so lange jagen, was man von ihnen weiß, als man — noch nichts weiß.“

„Ich glaube, es wird die höchste Zeit, daß wir einige Leute verhaften!“ meinte Brandt eifrig. Auch Kettler schien ängstlich.

„Affessor Till griff nach dem Hut und der Mappe.“

„Nur wichtiger erscheint mir, daß wir jetzt endlich frühstücken. Denn ich habe Hunger. Wenn wir verhaften wollten, könnten wir gleich vier, fünf Menschen hopenehmen. Verdächtige haben wir mehr als zwölf. Einer kann es nur sein. Lassen wir nur einen verhaften, so kann es gerade der Falsche sein und der Richtige wird gewarnt und entflieht. Lassen wir alle verhaften, so ist es nur einer mit Recht und die anderen sind eine Blamage für uns. Und warum auch verhaften? Wenn man einen Verdächtigen festsetzt, beschützt man ihn nebst dazu, daß sich selbst zu verrotten, indem man ihm die Gelegenheit nimmt, unvorsichtig zu sein und Fehler zu machen. Nicht verhaften, sondern beobachten muß man die Leute!“

„Und das soll geschehen!“ ergänzte Brandt grimmig.

Ruth Schauenberg hatte schon, ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, mehrere belebte Straßen durchfahren, ehe das heilige Herzflopfen, dessen sie vergebens Herr zu werden suchte, sich ein wenig verminderte. Ihre schmalen Hände zitterten auf dem glatten Steuerrod ihres Radiorletts und ihre Suspensionsfedern hingen kurz, wie ein Kuffschrei, und heiser.

Sie meckte nicht, daß ihr Geschwindigkeitsmesser eine erheblich höhere Kilometerzahl zeigte, als der Vorschritt entsprach. Es war ihr, als säße irgendein Mensch, wie eine lebende Drohung, hinter ihr auf dem Rotföh und — lache. Nahe, daß sie vor ihm davonjagte und doch keinen Zentimeter weit fortkam aus seiner Reichnähe.

Erst langsam beruhigten sich ihre empfindlichen Nerven. Mit einer gewalttätigen Anstrengung zwang sie sich, rückwärts zu schauen.

Sie lächelte krampfhaft.

„Unfann!“ sagte sie laut und trat leicht auf die Bremse. Erst jetzt wandte sie sich dem Manne an ihrer Seite zu und zeigte ihm wieder die lachenden Lippen.

Der Journalist Ehrburger drehte sich zu ihr.

„Wieder mal Nerven?“ meinte er trocken, als sei ihm dies nichts Neues.

Er legte den Arm bequem um ihren Eich und musterte gleichgültig die vordereleitenden Menschen.

„Echt läßtst du mich eine Ewigkeit auf dem Platz warten und jetzt kannst du nicht eifrig genug heimkommen. Immer Extrem! Wann wirst du einmal zur Ruhe kommen?“

Sie gab keine Antwort und starrte nur wieder, von neuem verblüffert, auf das Räthselweibchen, an dem sich ihr Bild hing.

„Weißt du einen Juwelier, Egon, wo man eine Perlenkette günstig verkaufen kann?“ fragte sie ägernd.

„Juwelier?“ meinte er überlegend. „Ja: Haas und dann Bräuner. Aber warum willst du denn Perlen verkaufen? Wieder Schulden gemacht?“

„Ich möchte verreisen.“

„Jetzt, mitten in der Theateraison?“

„Ja. Ich fühle mich krank.“

„Kennen wir!“ nickte er ruhig. „Und morgen kriegen dich keine zehn Pferde hier weg. Dann bist du quatschmunter!“

„Aber ich muß die Perlen verkaufen!“ beharrte sie ungebuldig.

„Also, morgen sprechen wir darüber, Koll.“

„Rein, heute! Noch heute!“

Sie trat auf den Hebel, daß der Wagen vordrosch. Offenbar hielt ihr Begleiter damit diesen Fall für erledigt.

„Wenn du übrigens Geld brauchst, Koll.“ meinte er nach einer längeren Pause, „so kannst du es haben. Sofern dir ein paar tausend Märker genügen.“

„Woher hast denn du Geld?“ fragte sie hastig. „Du hast doch stets Dalles?“

Er lachte belustigt.

„Wenn man dich hört, sollte man glauben, ich hätte gestohlen. Du kannst dich beruhigen. Es ist sauer verdient. Eine Spekulation, die diesmal nicht schief ging, ist fällig geworden. Rund zehntausend Reichsmark. Fünf davon kannst du haben. Die anderen brauche ich selbst zur Reise, wenn ich mit dir fahre.“

(Fortsetzung folgt.)

